Kriegsgefangener auf Gibraltar und der Insel Man.

Tagebuch eines Amerikaners. Von Dr. Chas. L. Hartmann.

(4. Fortsetzung.)

Von allen acht Telegrammen, die mir seitdem meine Frau geschickt, habe ich nur ein einziges erhalten. Alle übrigen sind irgendwo verschwunden.

Da sitzt so ein Bureaukrat in der wohlgeheizten Stube, wirft Briefe, Telegramme, Zeitungen, Bücher in den Papierkorb und denkt nicht einen Augenblick darüber nach, in welch fürchterlicher Seelenqual und nervöser Erwartung während dieser Zeit der Adressat ist. Die Gemütsroheit seines Handelns, die ganze Erbärmlichkeit seines Gewerbes kommt ihm nicht einen Moment zum Bewußtsein.

In allen Ländern ist dieses Gesindel dasselbe. Wo immer Bureaukratismus: Vergewaltigung, Unterdrückung. In Rußland brutal und unverschämt, ohne Heuchelei, in England verschämt und mit gewissen Höflichkeitsformen, das ist der ganze Unterschied. Bei jedem Brief, wie vorsichtig man auch jedes Wort auf die Wagschale legt, drängt sich stets die beängstigende Frage auf: Wird er überhaupt ankommen?

Ich kann mich der Ueberzeugung nicht länger verschließen, daß in meinem Falle wirklich böser Wille mit im Spiele ist. Man hat endlich eingesehen, daß man einen unglaublich dummen, grotesken Irrtum begangen hat, und sucht jetzt, wie dies in allen Bureaukratien der Brauch ist, die Blamage durch ihre Ungerechtigkeiten zu vertuschen. Deshalb unterschlägt man alle meine Briefe und Telegramme nach Hause, deshalb gehen alle Transporte nach England ohne mich weg. In Gibraltar ist der Gouverneur das einzige Gesetz, er ist Herr über Leben und Tod, denn selbst in Friedenszeiten ist in dieser Festung nur das Kriegsrecht gültig. Die Konstitution und Gesetze Englands sind hier machtlos. So lange ich hier zu bleiben gezwungen bin, ist mein Los für die ganze Dauer des Krieges entschieden*).

Sonntag, 16. Mai 1915. Heute früh der Einzug der Schiffsmannschaft der „Macedonia", ein 5000 Tonnen Dampfer der Hamburg-Amerika Linie. Wir alle standen auf den rund um den Hof laufenden Balkons, wo die Einziehenden von ihren Landsleuten mit lauten Hurras empfangen wurden. Alles kräftige Typen, je vier in einer Reihe, der Kapitän und drei Offiziere an der Spitze in militärischem Schritt einmarschierend. Dies gab uns wieder etwas Abwechslung, brachte neues Leben in unsere Einsamkeit. Kein Ende von Erzählungen ihrer Abenteuer.

Der Dampfer war von Hamburg am 29. Juli 1914 mit Fracht nach New Orleans abgefahren, wo sie von der Kriegserklärung überrascht wurden. Am 28. August verließ das Schiff den Hafen von New Orleans mit Kohlen und Proviant für den Kriegsdampfer „Prinz Eitel", welchen sie nach drahtloser Verabredung auf offener See treffen sollte. Wurden jedoch von englischen Kreuzern verfolgt und mußten sich nach Las Cruz auf den kanarischen Inseln flüchten, wo die „Macedonia" am 7. Oktober ankam und sofort interniert wurde. Da dieser Hafen für größere Schiffe nicht gut geeignet, brachte sie ein spanischer Kreuzer am 20. November nach Las Palmas. Dort blieben sie vier Monate interniert, die Mannschaft konnte sich frei an Land begeben.

Die spanischen Behörden, welche große Sympathien für die Deutschen zeigten, hatten aus der Maschine einzelne Stücke herausgenommen, um das Entweichen des Dampfers unmöglich zu machen, u. a. den allerwichtigsten Bestandteil einer jeden Maschine, nämlich den großen Hochdruck-Zylinder-Deckel von einem Meter Durchmesser. Es ist fast unglaublich, daß es diesen Leuten gelungen ist, mit ihren beschränkten Mitteln sämtliche Teile derart zu ersetzen, daß die Maschine arbeiten konnte. So lief das Schiff am 14. März zwischen 12 und 1 Uhr in dunkler Nacht, alle Lichter ausgelöscht, aus dem Hafen. Sie waren zwischen zwei spanischen Kriegsschiffen verankert gewesen, durchschnitten das Kabel und ließen es mit dem Anker zurück. Der Kapitän Karl F. Künstler und seine ganze Mannschaft waren ostentativ an diesem Abend bis 12 Uhr in Cinema geblieben, um jedweden Verdacht abzulenken. Verfolgt wurden sie nicht. Mittelst ihrer drahtlosen Einrichtung setzten sie sich sofort mit dem „Kronprinz Wilhelm" ins Einvernehmen, der damals auf der Höhe von New Orleans kreuzte, um denselben auf offener See zu treffen. Sie hatte eine Ladung von 4600 Tonnen Kohlen und Proviant, welche dieser Hilfskreuzer dringend benötigte. Obschon sie die holländische Flagge gehißt und in Riesenbuchstaben „Hendrik—Amsterdam" auf beiden Seiten des Schiffes angemalt hatten, wurden sie am 28. März unglücklicherweise von einem englischen Kreuzer, der „Gloucester", gesichtet und sofort verfolgt. Die Mannschaft war dafür, da ein Entrinnen nicht mehr möglich war, den Dampfer zu versenken und sich in Booten zu retten. Wie sie behaupteten, hatte jedoch der Kapitän dagegen große Bedenken:

Wenn wir an Bord kommen, werden wir standrechtlich erschossen, weil wir bereits Befehl erhalten hatten, zu stoppen.

Zwischen dem Kapitän, einem kleinen, schwarzen, nervösen Herrn, welcher als Reserveoffizier bei uns ein Zimmer für sich hatte, und den übrigen Offizieren seines Schiffes herrschte eine gewisse Abneigung, und ich will nicht untersuchen, wer Recht hatte. Der Kapitän sagte mir später:

Ich hatte mit dem „Kronprinz Wilhelm", wie Sie wissen, an einer bestimmten geographischen Stelle das Zusammentreffen verabredet, um ihn mit Kohlen zu versehen. Als wir von der „Gloucester" gesichtet wurden, war er wahrscheinlich schon in unserer Nähe, und ich hielt es für viel wichtiger, daß wenigstens er dem englischen Kreuzer entwich, statt wir. Deshalb ließ ich auch unser Schiff nehmen, denn dies gab dem „Kronprinz Wilhelm" die Gelegenheit, zu entkommen.

Das englische Kriegsschiff „Gloucester", auf welches die gefangene Mannschaft gebracht wurde, kreuzte erst noch vier Wochen herum, um auch den „Kronprinz Wilhelm" abzufangen, was ihm jedoch nicht gelang. Sie wurden gut behandelt, konnten frei an Bord herumlaufen und erhielten dasselbe Essen wie die englischen Seeleute. Damit war es jedoch bereits sehr knapp, viele litten an Skorbut, da die „Gloucester" durch den langen Aufenthalt auf dem Meer nach und nach nur noch Dauerproviant hatte, — Sardinen, Heringe, gesalzenes Fleisch, Konserven und Zwiebacke.

Die Herren der „Macedonia" stellten sich uns gegenseitig vor, Gruppen bildeten sich um jeden Neuangekommenen, die ihre Abenteuer erzählten und von den Anderen dagegen die Kriegsneuigkeiten der letzten zwei Monate austauschten.

Drei der Mannschaft waren bereits einige Tage vorher bei uns angekommen. Der englische Kreuzer war vollständig überfüllt gewesen und hatte dieselben an den ihm begegnenden Kriegsdampfer „Liverpool" abgegeben.

Die „Gloucester" hatte übrigens noch andere Schiffe gekapert, darunter den letzten auf dem Meere sich befindenden österreichischen Passagierdampfer.

Reinliche Leute sind es, die Mannschaft der „Macedonia". Schon um 6 Uhr früh sind sie bei der Pumpe im Hofe, alle bis zur Hüfte entblößt und dann geht ein Reiben, Schruppen und Einseifen an, als ob sie, statt in ihrem reinlichen Zimmer zusammengepfercht, den ganzen Tag Kohlen gelöscht hätten. Ueber den ganzen Hof sind Seile gespannt, beständig mit Wäsche zum trocknen gehängt.

Eine merkwürdige Zusammenwürfelung von Leuten aus allen Ecken und Enden der Welt! Gibraltar ist die reine Mausefalle, da der gesamte Schiffsverkehr zwischen dem großen Amerikanischen Kontinent und Süd-Europa, sowie durch den Suezkanal mit ganz Asien, hier durch die Meerenge muß. Hätten die Zentralmächte in amerikanischen oder anderen Zeitungen eine Bekanntmachung veröffentlicht, daß es für ihre Angehörigen oder Neutrale absolut unmöglich sei, durch die Gibraltarenge zu kommen, so wären die meisten wohl nicht in Gefangenschaft geraten. — Der Detektiv, welcher mich und fast alle anderen Gefangenen verhaftete, war ein früherer Dolmetscher des Reisebureau Cook, welcher gegen hohen Lohn für die Schnüffelbrigade angeworben wurde. Er gab an, Holländer zu sein, was jedoch unwahr. Er hatte wirkliche Holländer als vermeintliche Deutsche von den Schiffen heruntergenommen, welche mir erklärten, er verstehe kein Wort holländisch. Ich glaube er war ein Deutscher. Ich möchte ihm nicht raten, später irgendwo einigen der Gefangenen unter die Augen zu kommen. —

Ueber ihn war absolut keine Kontrolle, er konnte tun, was er wollte. — Nach London ist es weit, und Beschwerden werden einfach in den Papierkorb geworfen. Irgend ein Verhör, Untersuchung oder sonst eine Formalität gibt es nicht. Man wird auf das Gutachten dieses Lumpen vom Schiff heruntergeraubt, und damit ist es fertig. Er hatte versucht, einige der Gefangenen als Spione zu benützen, machte denselben Versprechungen, kam jedoch einmal an den Unrichtigen. Einer der Südamerikaner hielt ihm die Faust unter die Augen:

Ich schlage Sie nieder wie einen räudigen Hund, dann können Sie mich erschießen lassen. —

Wirkliche Deutsche oder Oesterreicher gibt es hier nur wenige. Die meisten sind Neutrale oder Angehörige der Entente, namentlich Russen und Polen.

Die Neutralen hielten sich etwas abseits von den Deutschen und glaubten dem Gouverneur damit zu imponieren. Argentinier, Brasilianer, Chilenen, die meisten nur spanisch sprechend, jedoch alle mit deutschen Familiennamen. — Einer aus Peru hatte verlangt zu seinem Konsul geführt zu werden. Diesem, wie übrigens allen Konsuln im Auslande, sind solche Querulanten außerordentlich verhaßt. — Nur keine Schereien und Geschichten, ist die Parole aller dieser Bureaukraten. Haben Sie jemals auf einem Konsulat zu tun gehabt? — Sein Konsul wollte, daß er, um seine Landesangehörigkeit zu beweisen, die peruanische National-Hymne singen solle. Da der Konsul ein Spanier war, der niemals in Peru gewesen, hätte er ihm ruhig den Boccacio-Walzer vorpfeifen können.

Die Südamerikaner hatten ein Zimmer für sich, und auf die Türe, welche, wie alle übrigen, auf den Hof ging, in großen Buchstaben gemalt:

America do Sul.

Neutral: Argentina, Brasil, Chili.

Es hat ihnen aber nicht viel genützt. Der Kommandant war fest überzeugt, sie seien alle geborene Deutsche, wenn auch vielleicht längere Zeit in Südamerika ansäßig. Was ihn in diesem besonderen Falle darin bestärkte, so daß alle schriftlichen Beweise und Papiere von ihm ohne weiteres zur Seite geschoben wurden, war ein winziger Schreibfehler. Er verstand nämlich gut spanisch und sagte ihnen:

Als Eingeborene können Sie nicht einen derartigen Fehler begehen, Chili mit i zu schreiben. Das tun nur die Deutschen, in spanisch und anderen Sprachen wird Chile mit e geschrieben.

Sie wurden alle mit dem nächsten Transport nach England in die Detention Camps" geschickt.

Le grain de sable du Père Massillon!

Montag, den 17. Mai 1915. Ich hatte sofort bei meiner Ankunft gegen meine Gefangennehmung protestiert und verlangt, meinen Konsul zu sehen. Erst heute, also zwanzig Tage nach meiner Verhaftung, ist derselbe endlich, nachdem ich neuerdings darauf gedrungen und gedroht hatte, mich an meine Regierung in Washington zu wenden, benachrichtigt worden. Wurde diesen Morgen von einem Soldaten mit geladenem Gewehr nach dem amerikanischen Konsulat gebracht. Glücklicherweise ist Konsul R. L. Sprague ein Irländer in Amerika naturalisiert, und daher den Engländern gegenüber etwas selbständig auftretend. Ich erklärte ihm meinen Fall, zeigte die wenigen Papiere und Briefschaften, welche man mir noch gelassen hatte, fragte ihn, ob ich wie ein deutscher Feld-Marschall in Idyll aussehe. Obwohl er seit Monaten an alle möglichen Rechtsverletzungen und Brutalitäten gewöhnt war, erschien ihm das Geschehene fast unglaublich.

Der Kommandant hatte mir gesagt, da ich 59 Jahre und herzleidend, müßte ich sowieso freigegeben werden und es wäre besser, ich basiere mich allein auf diese Tatsachen, welche sofort zum Ziele führen müßten. Diplomatische Vorstellungen per Konsul gingen den Instanzenweg und könnten Monate dauern. Man wollte sich eben den Anschein geben, die Sache selber gutgemacht zu haben, statt fremder Einmischung zu weichen.

Konsul Sprague belehrte mich vom Gegenteil; gerade die ärztlichen Gutachten gehen erst nach London, dorten durch ein halbes Dutzend Bureaux und drei verschiedene Ministerien. Er versprach sich energisch ins Mittel zu legen, telephonierte auch in meinem Beisein an den Gouverneur um sofortige Audienz und schickte inzwischen Telegramme an meine Frau nach der Schweiz, sowie an den amerikanischen Konsul in St. Gallen, um auch von dorten weitere Beweise meiner amerikanischen Nationalität und Leumundszeugnisse kommen zu lassen. Nachmittags war er wieder oben auf der Festung beim Kommandanten, um sich bei demselben für mich zu verwenden, brachte mir Bücher zum lesen, und hatte bereits ein vier Seiten langes Kablogram nach Washington abgeschickt. Also kein Bureaukrat: Ich habe demnach gute Hoffnung, binnen kurzem frei zu kommen.

Dienstag, 18. Mai 1915. Die Gefangenen erhalten dieselben Rationen wie das Militär hier: 450 Gramm Weißbrot, 240 gr. frisches Rindfleisch mit Knochen, — da Sonntags nicht geschlachtet wird, gibt es Montag dafür 120 gr. Büchsenfleisch, ferner 15 gr. Tee, 30 gr. Zucker, 50 gr. Marmelade, je eine Blechdose kondensierte Milch für 20 Mann, 30 gr. Margarine, ferner Reis, Kartoffeln, trockene Bohnen und Salz. Die Intendanz läßt nicht kochen, sondern gibt jedem Soldaten oder Gefangenen täglich acht Kilo Kohlen und etwas Kleinholz. Diese Lieferungen roher, statt fertig gekochter Rationen ist ein großer Fehler, der jedoch im englischen Charakter tief begründet ist, welcher sich so wenig als möglich in Details einmischen und jeden innerhalb gewisser Grenzen „Selfgovernment" lehren will. Wenn man in der Schule, statt des lateinischen Namen der weißen Bohnen, uns gelehrt hätte, wie man sie kocht, wäre das ganz schön. In der Praxis hier kommt es darauf hinaus, daß diejenigen Soldaten und Gefangenen, welche etwas Geld haben, sich zu einer Messe zusammentun, einen der ihrigen als Küchenvorstand wählen und einen anderen Gefangenen, der etwas von der Kochkunst versteht, dafür bezahlen. Wer jedoch, wie die meisten, kein Geld hat, und auch nicht zu kochen versteht, ist übel daran: er lebt von Brot und Fleisch, das er mit Salz bestreut und an einem Stück Holz über das Feuer hält.

Zu meiner Messe gehören elf Leute, und wir zahlen jeder wöchentlich 3½ Shilling. Davon werden Schmalz, Suppenkräuter, frisches Gemüse, Obst, Salat und Gewürz gekauft. Wir haben unter den Gefangenen einen gelernten Schiffskoch, der sein Geschäft gut versteht und auch reinlich ist. Er erhält sechs Pence per Woche und Person von unserer Messe. Die Rationen, welche wir erhalten, sind von ausgezeichneter Qualität und mehr als reichlich; ganze Eimer mit Brot, Fleisch und namentlich trockene Bohnen und Reis, mit welchen die meisten nichts anzufangen wissen, werden entweder in die Aschkasten geworfen oder von dem Gemüsehändler für ein paar Pfennige angekauft. Dieser Händler kommt jeden Morgen mit einem beladenen Karren und verkauft uns Obst, Gemüse und Eier.

In der Kantine, welche für Soldaten und Gefangene gemeinschaftlich ist, — sie ist die Filiale einer großen Londoner Spezereihandlung — kann man alles nur mögliche kaufen, Schokolade, Mausefallen, Fliegenpapier, Hosenträger, Zigaretten, Schreibpapier; Briefmarken braucht man nicht, alle Briefe werden portofrei befördert. Halbwegs zur Kantine ist eine Schenkwirtschaft mit Flaschenbier, spanischen Weinen und Spirituosen. Ich persönlich trinke nicht, kaufe zuweilen eine Flasche Portwein oder Hennessy-Cognac, um Besuchern auf meiner Bude ein Glas anzubieten.

Die Gefangenen können sich über ihre Behandlung nicht beklagen. Kleinlich oder knauserig ist die Verwaltung keineswegs. Wer keine anständige Kleidung hat, erhält einen vollständigen marineblauen Zivilanzug mit Hemd, Schuhen und Mütze. Alte Schuhe werden neu gesohlt, selbst Klosetpapier, zwanzig Blatt pro Mann und jeden Tag, — sehr reichlich! wurde geliefert. Dem Kommandanten kann man täglich um 10½ Uhr auf seinem Bureau allfällige Beschwerden oder sonstige Anliegen vortragen. Jede Woche inspiziert er die Zimmer, tritt nie ein, ohne vorher anzuklopfen und fragt jeden sehr höflich, ob er zufrieden sei.

Nun darf man nicht vergessen, daß in Gibraltar sich stets nur Zivilgefangene befinden, welche man von Passagierdampfern heruntergeholt hat, und daß die Zahl derselben eine sehr beschränkte ist. In der letzten Zeit, nachdem die meisten Gefangenen mit heimfahrenden Dampfern nach England transportiert waren und durch das Verschwinden aller deutschen Schiffe von den Leeren kein Zuwachs mehr ankam, waren überhaupt nur noch vierzehn übrig. Nur diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß wir verhältnismäßig nicht zu sehr unter der Gefangenschaft leiden. Wäre ich mit einem der Transporte nach England und dorten in die Internierten-Lager gekommen, so hätte ich es wahrscheinlich nicht überlebt. Aber all dies macht keineswegs die Tatsache wieder gut, daß man einen 59jährigen schwächlichen Mann, der nicht einmal Deutscher ist oder je mit den Deutschen besonders sympathisierte, von einem neutralen Passagierschiff, mit welchem er die Reise von New York nach seinem Wohnorte in der Schweiz zurücklegen wollte, allem Völker- und Menschenrechte zum Hohn, herabgeholt und seit Wochen eingesperrt hält.

Und so wie mir, erging es manchem anderen Ausländer, Dänen, Amerikaner, Schweizer, Holländer. Weder die neutralen Regierungen noch deren diplomatische Vertreter nehmen sich ihrer Landsleute im geringsten an, und dann erst gar nicht, wenn solche, wie ich, einen deutschen Namen tragen. Man betrachtet sie als ganz unausstehliche Querköpfe, welche das schöne Einvernehmen mit England zu stören suchen.

Der Quartiermeister, ein gutmütiger dicker Feldwebel mit gewichstem kleinen Knebelbart, ist unser direkter Vorgesetzter. Alle Wünsche und Beschwerden gehen erst an ihn, und wenn es ihm nicht zu viel Arbeit macht, tut er sein Bestes, um uns das Leben nicht unangenehm zu machen.

Ein beliebter Spaziergang oder vielmehr eine gute Ausrede dazu, ist der Weg zur Kantine. Man sucht so oft als möglich dorthin zu gehen und kauft niemals zu gleicher Zeit alles, was man braucht. Man geht herauf, um ein Paket Zigaretten zu kaufen, kommt in einer halben Stunde wieder, um die Zündhölzer dazu zu holen. Allein darf man natürlich nicht gehen. Man stellt sich am Tore auf und ruft: Eskorte! worauf ein „Tommy" mit geladenem Gewehr kommt. Er schmunzelt, sagt Guten Tag, denn er weiß, für jede Begleitung nach oben bekommt er von den besser Situierten einen Penny. Da sich in der Kantine auch die Soldaten verproviantieren, so fraternisiert man ein wenig, denn sie sind durchaus nicht abgeneigt, von den Gefangenen etwas anzunehmen. Es ist dorten ein kleines Café, zwei Tische und Bänke im Freien, man trinkt Tee oder Schokolade. — Die „Tommy"-Eskorte muß dort warten, darf nicht trinken, bis es dem Gefangenen gefällig ist, wieder zurückzugehen. Manchmal dauert dies eine halbe Stunde, aber nie hörte ich ein Wort des Unwillens darüber.

Auch unsere sanitären Einrichtungen sind sehr gut, wie dies natürlich nicht anders zu erwarten, da wir Gefangenen die früheren Quartiere der verheirateten Offiziere bewohnen. — Wir haben zwei Badezimmer mit Emailwannen und Douchen, Klosets mit Wasserspülung, deren Wände von oben bis unten vertritzelt sind. Merkwürdigerweise keine einzige Hymne des Hasses oder Feindeskarikaturen, ausschließlich Erotik und Skatologie. Auch ganz begreiflich bei diesen jungen Burschen von 17 bis 30 Jahren, die seit Monaten hier ein Anachoretenleben führen.

Wir haben eine große Küche, die auch als Speisezimmer dient für die elf Honoratioren, d. h. diejenigen, welche die Mittel haben, ihre 3½ Shilling pro Woche zur Messe beizusteuern. Die anderen beiden kleinere Gruppen von drei bis fünf Gefangenen, je nach ihren Geldmitteln und Wahlverwandtschaften, meistens solche, die in demselben Zimmer zusammen wohnen. Abends macht man sich Besuche auf allen Zimmern, die auf denselben Balkon münden. Von einem Balkon auf den andern darf man nach acht Uhr nicht mehr.

Im Ganzen mangelt es mir an nichts und ich habe keine Ursache zu klagen. — Aber das Gefühl der Machtlosigkeit, der Unfähigkeit, der nutzlosen Vergeudung kostbarer Zeit, macht mich, der ich an ein sehr tätiges Leben von Jugend auf gewöhnt bin, nervös und unfähig, einen zusammenhängenden Brief zu schreiben. Auch mein Tagebuch werde ich wohl kaum auf längere Zeit derart führen, daß es lückenlos in der Darstellung unseres Gefangenenlebens bleibt. Diese Feigheit sämtlicher neutraler Regierungen! Man sperrt ihre Angehörigen auf Monate ein, ohne jede gegründete Ursache, raubt sie weg von neutralen Schiffen, versetzt deren Familien in Verzweiflung, und nicht einmal ein Protest. Ich habe Briefe gelesen von dem Politischen Departement in der Schweiz an wirkliche Schweizer, welche bereits seit drei Monaten auf der Festung saßen, und die einfach vier Zeilen enthielten: „Wir hoffen, daß Ihr Los bald entschieden sein wird, doch müssen Sie sich wohl noch einige Zeit gedulden." Und diese Regierungen werfen sich gegenseitig vor, internationale Rechte zu verletzen!

Es gehen nicht mehr viele in die Mausefalle. Heute nur drei. Der eine, Arnold Herzfeld, ein Oesterreicher, hatte in Paris ein Café, welches ihm in den ersten Tagen nach dem Kriegsausbruch vom Pöbel vollständig ausgeplündert und zerstört wurde, wie dies mit so vielen anderen Geschäftslokalen, welche Deutsche angehörten, damals geschah. — Er flüchtete sich von Paris nach Italien und wollte von Genua nach New York, um dorten sein Glück zu versuchen. Der andere, ein Dalmatier, Slave, naturalisiert in Chili, spricht nur spanisch, hat alles andere vergessen. Achtundzwanzig Jahre lang hat er in Chili geschuftet, sich 350 englische Pfund, Heller für Heller, zusammengekratzt, besitzt jetzt dorten eine Herde von zweitausend Schafen und fünfzig Kühen. Er kam herüber, um seine Mutter operieren zu lassen, ließ seine Schwägerin allein auf seinem Besitz, da er seine Frau und zwei Kinder mitgenommen, um ihnen die Heimat zu zeigen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Es war mein Glück, daß als die Abertausende von Verwundeten der Gallipoli Kampagne hier ankamen, jeder Fußbreit Raum benötigt wurde und von London der Befehl kam, das Lager aufzulösen und alle Gefangenen nach England zu schicken.

Die Eroberung Münchens.

Das Ende der Spartakisten. — Der Kampf um die Hauptstadt. — Erschossene Geiseln. — Blutige Straßengefechte. — Das Schicksal der Führer. — Unbegreifliches. — Die Spuren der Kämpfe.

München, 4. Mai. Wir haben es amtlich bestätigt, schwarz auf weiß mit dem nicht mehr königlichen Siegel eingepreßt am unteren linken Rand als Zeugnis höchster Wahrhaftigkeit: Als erste Regierungstruppe ist Volkswehrkompanie 9 aus Regensburg unter Führung von Leutnant Sägenmüller unter Kampf in München eingezogen. Die Residenz ist besetzt.

Mit einem Knalleffekt in des Wortes furchtbarster Bedeutung ist der Kommunismus von der Bühne des bayrischen Volkslebens verschwunden.

Wie die Zeitungen melden, sollen die vorübergehenden Machthaber vor ihrer feigen Flucht tatsächlich zehn Geiseln ermordet haben. Der Befehl hierzu kam von dem Kasernenrat Seidel. Die Geiseln wurden zu je zweien mit dem Gesicht an die Wand gestellt und erschossen. Die erste Leiche war bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt; von dreien fehlen sogar die Köpfe; doch besteht die Wahrscheinlichkeit, daß es sich um den Grafen Westarp, den Kommerzienrat Dallarmi, einen der größten Wohltäter Münchens und bekannten Maezen, und um Prof. Stuck handelt. Auch die Nachricht, daß der Fürst von Thurn und Taxis und seine Gemahlin erschossen worden sind, scheint sich zu bestätigen. Das gleiche Schicksal erlitten noch ein Offizier und zwei Mann der Regierungstruppen.

Der rote Terror, der sich in dieser schrecklichen Tat ein Warnzeichen vor sich selbst aufrichtete, ist indes erloschen. München atmet wieder auf und beginnt wieder sein friedliches Großstadtleben, in das nur zuweilen aus einer Vorstadt her noch Gewehrschüsse und das Explodieren von Handgranaten tönen.

Die Einkreisung und Beschung Münchens geschah planmäßig durch württembergische und bayerische Truppen, denen sich andere Kontingente angeschlossen hatten.

Der Kampf um München.

Im allgemeinen haben die Roten Gardisten im Vorgelände Münchens keinen ernsten Widerstand geleistet. Sie verlegten ihre Vorposten fluchtartig in der Richtung nach München. Dagegen leisteten die Münchner Machthaber in der Stadt selbst zähen Widerstand. Die Landbewohner in der Umgebung von München sind sehr befriedigt über das Erscheinen der Regierungstruppen, da sie durch streifende Münchner Spartakisten in den letzten Wochen schwer heimgesucht wurden. Die Unsicherheit nahm so zu, daß kein Mensch mehr auf der Straße vor Raubüberfällen sicher war. Dazu kam, daß die Werber für die Rote Armee das flache Land überfluteten und Unruhe in die Bevölkerung hineinstreuten. Die Bauern erzählten den Regierungstruppen, daß infolge der außerordentlichen Lebensmittelnot in München eine Unmasse Frauen tränenden Auges und kniefällig um Lebensmittel baten, da sie außerstande seien, für sich und ihre Kinder auch nur das Notwendigste an Nahrungsmitteln zu beschaffen. Das ganze Gebiet des Starnbergersees ist durch württembergische Truppen von den Spartakisten gesäubert worden. In vielen Städten mußte Artillerie aufgefahren werden, doch genügte meistens eine kurze Kanonade, um freie Bahn zu bekommen. In allen Orten erfolgte der Einzug der Truppen unter unbeschreiblichem Jubel der Bevölkerung. In allen Städten und Orten wurde sofort nach dem Einzug der Truppen die Waffenablieferung der Bevölkerung durchgeführt und die Aufstellung von Volkswehren in die Wege geleitet. In einer großen Anzahl von Orten eroberten die Regierungstruppen eine stattliche Anzahl von 15 Zentimeter-Haubitzen. In der Nähe von Pasing wurden 100 Russen, die sich in deutscher Infanterieuniform an den Kämpfen beteiligt hatten, gefangen genommen. Die Kämpfe um die Stadt Rosenheim, einem Hauptstützpunkt der Spartakisten, waren sehr blutig, da die Spartakisten jene Stadt mit allen Mitteln zu behaupten versuchten. Im allgemeinen sind die Verluste der Regierungstruppen nicht wesentlich, während sie auf Seite der Spartakisten, was die Zahl der Toten betrifft, eine sehr große Höhe erreichen.

Straßenkämpfe.

Die Auflösung der großsprecherischen kommunistischen Heeresorganisationen vollzog sich mit blitzgleicher Schnelligkeit, als es klar wurde, daß das Experiment einer Räteregierung schief gehen würde. Die Verbände lösten sich auf wie Schnee vor der Sonne und nur der Dreck blieb zurück, die Spuren der Gott sei Dank nur kurzen Mißwirtschaft, die München an den Rand des Abgrundes gebracht.

Vorgestern morgen war im Zentrum der Stadt kein einziger Rotgardist mehr zu sehen. Bewaffnete Studenten und Bürger hatten das Kriegsministerium, die Residenz und andere öffentliche Gebäude besetzt. Das Polizeipräsidium war ebenfalls von Regierungstruppen ohne Kampf besetzt worden. Als eine kleine Gruppe von Regierungssoldaten vom Marienplatz her gegen den Stachusplatz vorgehen wollte, erhielt sie indes von dort Maschinengewehrfeuer. In kurzer Zeit waren blutige Straßenkämpfe im Norden und im Osten der Stadt im Gange. Besonders lebhaft wurde um die Besetzung des Stachusplatzes und des Justizpalastes gekämpft, wobei auf beiden Seiten wiederholt Maschinengewehre und Minenwerfer in Tätigkeit traten. In der Nacht verzettelten sich die Straßenkämpfe fast in alle Teile der Stadt.

Auf beiden Seiten traten zahlreiche Geschütze, Minenwerfer und Flammenwerfer in Tätigkeit. Da aus den Zeitungshallen im „Stachus" mit Maschinengewehren auf die Regierungstruppen gefeuert worden war, wurden diese in Brand geschossen. Das Feuer fand in den dort aufgestapelten Zeitungen reichliche Nahrung, so daß der Brand stundenlang dauerte. Die Zahl der Todesopfer übersteigt auf beiden Seiten 200.

Verbrecheralbum vernichtet.

Die Spartakisten hatten in den letzten Tagen die Polizeidirektion besetzt und die Schutzmannschaft entwaffnet. Am 30. April nachmittags wurden von den die Polizeistation besetzt haltenden roten Gardisten sämtliche Einrichtungen und Apparate des Erkennungsdienstes, alle Akten, Fingerabdrücke und Wohnungsmeldezettel, in den Hof geworfen und angezündet. Die Arbeit von 50 Jahren ist damit vernichtet. Auch das ganze Material des Zigeunerüberwachungsdienstes des ganzen deutschen Reiches ist verbrannt.

Am Freitag ereilte die Wahnsinnigen, die ja bekanntlich der italienischen Regierung den gesamten bayrischen Waldbestand zu verpfänden angeboten hatten für den Fall, daß Italien durch die Schweiz Lebensmittel nach München kommen lasse, die in Rosenheim nicht weniger als zehn Geiseln erschießen ließen, in München auf den Straßen Wettschießen nach den Bogenlampen veranstalteten, in der stark besuchten Ludwigstraße Schießscheiben aufstellten, die Bargeldwirtschaft durch ihren ersten „Finanzminister" Silvio Gesell einfach für abgeschafft erklärt und sonstige Proben staatsmännischer Weisheit abgelegt hatten, das lange verdiente Schicksal.

Erschossene Führer.

Der Stadtkommandant Eglhofer, ein herkulisch gebauter früherer Matrose, wurde in einem Anwesen der Maximilianstraße am 1. Mai verhaftet. Das betreffende Haus wurde umstellt und durchsucht. Man fand Eglhofer in einem Badezimmer, das zur Wohnung einer russischen Aerztin gehörte, hinter der Badewanne versteckt. Als er sich zur Wehr setzen wollte — er hatte zwei geladene Revolver bei sich — wurde er durch Kolbenhiebe überwältigt, zur Residenz gebracht und später erschossen.

Ueber den Aufenthalt bezw. die Festnahme der übrigen Spartakistenführer ist Genaues nicht bekannt. Lewien soll entkommen sein. Toller und Männer sind jedoch bestimmt verhaftet. Der Volksbeauftragte für Verkehrswesen wurde in München festgenommen, während der kommunistische Kriegsminister Reichardt auf seiner Flucht in Petershausen verhaftet wurde. Volksbeauftragter Klingelhöfer wurde mit seiner Frau in seiner Wohnung verhaftet und soll im Maximilien-Keller standrechtlich erschossen worden sein. Landauer fiel in Großschadern, in der Wohnung der Witwe Kurt Eisner's, den Regierungstruppen in die Hände und wurde sicherem Vernehmen nach bei seiner Einlieferung ins Gefängnis von der Menge getötet. Die Zahl der im Verbandsplatz im Hotel Stadt Wien eingelieferten Verwundeten betrug am 1. Mai bereits über 300.

Unbegreifliches.

Die erste wirkliche Münchener Räterepublik hat aber ihr Ende erreicht und gehört der Vergangenheit an. Ueber sie die Wahrheit zu schreiben, ohne in den Verdacht des Uebertreibens zu geraten, wird eine schwierige Aufgabe sein. Es ist alles so unglaublich verdreht und idiotisch, daß ich daran zweifle, ob ich das alles erlebt habe, oder ob es nur ein sehr verrückter, excentrischer Traum gewesen ist. Eine ganze Sammlung von ungewaschenen, nicht-katholischen Ministern im alten katholischen Bayern, Jünglinge von kaum 20 Jahren, die kein Wort bayrisch verstehen oder sprechen, von denen einige, wie der 27jährige Verkehrsminister Paulukum, ein Tschecke, kaum deutsch sprechen, der Minister des Aeußeren Franz Lipp, der mehrere Wochen ungewaschen und ohne saubere Wäsche geblieben ist, einem in eineinhalb Stunden mehr Unsinn und Wirrwarr erzählt, als man in allen Revolutionsmonaten zusammen gehört hat; [illegible] die auf der Straße von einer augenscheinlich antisemitischen und preußenfeindlichen Menge weggejohlt und ausgepfiffen werden, und die in Automobilen sich vor den empörten Einwohnern flüchten müssen; in Versammlungen sich gegenseitig beschimpfen und nur darin einig sind, daß „die Massen nicht mehr zu halten wären"; eine Bürgerschaft, die sich wohl sehr gutmütig und duldsam eine Diktatur des Proletariats gefallen läßt, aber die, als das Proletariat durch seinen Diktator den verschärften Belagerungszustand verkündet und um 7 Uhr abends den Bierausschank einstellen läßt, einen solchen Mordskrach macht, daß die Wirte auf eigene Verantwortung schnell wieder frisch anstecken lassen, so daß die ganze Sache zu einem Riesen-Gaudium wurde ..... all diese Widersprüche scheinen unmöglich und waren doch Wahrheit, bis, ja bis der bayrische Volkszorn den Fastnachtsspuk hinwegfegte und in das Tollhaus an der Isar wieder die Vernunft ihren Einzug hielt.

Blutige Spuren.

Noch sieht man überall am Justizpalast, Bahnhof, an Warenhäusern, am Hackerbräu den in Brand geschossenen Gebäuden der Malthesserbräus, dem Sendlinger Tor, das stark gelitten hat, an Privathäusern, Läden etc. die Spuren der Kämpfe. Und auch sonst spürt man den Schrecken noch in den Finanz- und Nahrungsverhältnissen der Stadt.

Die Finanzverhältnisse der Republik sind katastrophale. Sämtliche Tageseinnahmen der großen Betriebe, wie Fabriken, Kaffehäuser, Theater und Kinos mußten zuletzt täglich im Beisein der Besitzer auf eine Bank einbezahlt werden, ebenfalls sämtliche Wohnungs- und Pachtzinse vom 1. bis 10. Mai. Die Einwohnerschaft von München war lediglich auf Mehl angewiesen; Fleisch fehlte vollständig. Die Speisesäle konnten kaum noch das Notwendigste geben; die Haushaltungen aber litten den empfindlichsten Mangel, die Lebensmittelgeschäfte hatten so gut wie ausverkauft. Selbst die rationierten Lebensmittel kamen nicht mehr zur Verteilung, wenigstens nicht regelmäßig. Die Betriebe sind gezwungen, infolge Kohlenmangels die weitere Erzeugung einzustellen. Im Schatzamt wurden Formulare für Auslandspäße gestohlen.

Zahllose Straßen sind aufgerissen und in Schützengräben verwandelt worden. Und hier und da sieht man die schwarzroten Spritzer an Mauern, die eingetrockneten Blutlachen auf Bürgersteigen, die von den furchtbaren Tagen erzählen, da Bürger auf Bürger schoß und auch verhetzte Frauenspersonen am Brudermord teilnahmen, der Gott sei Dank jetzt vorüber ist.

Die Seelenwanderung.

**Die ge